

Leseprobe aus

Hans Herrmann

Im Garten der Hesperiden

(Hinweis: bei der Leseprobe handelt es sich um das 2. Kapitel des Romans)

Zwei Tage ohne Unterlass im Sattel - das ist für einen, der nicht allzu oft reitet, bereits eine kleinere Strapaze. Vier Tage sind eine größere Strapaze, sieben Tage eine ernstliche Belastung und zehn Tage eine Tortur.

Am elften Tag aber beginnt man sich daran zu gewöhnen, am zwölften Tag fühlt man sich auf dem Pferderücken schon fast wohl, und am dreizehnten Tag wundert man sich bereits, wie man drei, vier Tage zuvor noch glauben konnte, der Hintern stehe in Flammen und der Krampf in den Oberschenkeln werde sich nie mehr lösen. Ich war nun seit genau zwei Wochen unterwegs, hatte die Stadien des Leidens und der beginnenden Gewöhnung durchlaufen und fühlte mich jetzt, am vierzehnten Tag, einigermaßen sattelfest. Aber eben doch nur einigermaßen. Vierzehn Tage hoch zu Ross machen aus einem Reitenden noch lange keinen Reiter.

Zwar trug ich den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, der mich als Deutschritter auswies, als Mitglied eines Ordens also, dessen Angehörige mehr Ritter als Mönch sind und entsprechend häufig im Sattel sitzen. Ich selber jedoch stand seit mehreren Jahren in Pilten beim Bischof von Kurland in Diensten, wo ich als Sekretarius und Schreiber beschäftigt war.

Ich verfasste die amtlichen Verlautbarungen des Bischofs, besorgte seine Korrespondenz, wobei mir meine Kenntnisse mehrerer Fremdsprachen sehr zupass kamen, führte verschiedene Verwaltungsregister, stellte Urkunden aus und schrieb für den Bischof auch die Predigten. Letzteres beschäftigte mich freilich nicht über die Massen, denn der Bischof legte wenig Wert darauf, als Prediger in Aktion zu treten, und der Geistliche, den er sich zu diesem Zweck hielt, schrieb seine Texte lieber selber. Gelüstete es aber den hohen Herrn, wieder einmal selber die Kanzel zu er-

klimmen, bestellte er eine Predigt aus meiner Feder, was mir durchaus ein wenig schmeichelte. Während viele meiner Brüder mit dem Schwert in der Faust die Grenzen des Ordensstaates sicherten, stand ich also im bischöflichen Palais am Schreibpult und malte Buchstaben auf das Pergament. Meine Aufgabe erforderte es sozusagen nie, mich aufs Ross zu schwingen, und für Ritte bloß um des Vergnügens willen konnte man mich nicht begeistern. Ich war ein Mann der Feder und fühlte mich in der dunkel getäfelten, mit Folianten wohlbestückten und nach Pergament, Buchleim und Tinte riechenden Schreibstube am wohlsten. Das war mein Reich, und weiter als in den bischöflichen Park, wo ich mich des Öfteren und gerne erging, kam ich, von amtlichen Gängen in die Stadt einmal abgesehen, nicht.

Bis vor fünfzehn Tagen der Bischof persönlich in die Kanzlei trat und munter - dieser geistliche Fürst verströmte eigentlich fast immer eine lautstarke Munterkeit - rief: »Heinrich, ordne deine hiesigen Angelegenheiten und setz dich morgen früh in Marsch! Soeben ist von der Marienburg ein Bote eingetroffen. Man wünscht dich dort zu sehen, und zwar so schnell als irgend möglich.«

»Mich? Auf der Marienburg?« Ich konnte mir nicht vorstellen, dass man im Zentrum der Ordensmacht nach einem unbedeutenden Schreiberling wie mir rief.

»Ja, doch, dich höchstpersönlich«, dröhnte der Bischof. Dass er mich duzte, war nicht respektlos gemeint; es war vielmehr ein Zeichen, dass er mich schätzte. »Freust du dich denn gar nicht? Das kann doch nur heißen, dass dich eine besondere Aufgabe erwartet. Ich meine - eine wirklich besondere Aufgabe.«

Er sagte das mit einer theatralischen Bedeutsamkeit, die mich stutzig machte.

»Wie kommt Ihr darauf, Exzellenz? Wisst Ihr denn Näheres?«

»Nun, das nicht gerade. Der Bote tat überaus geheimnisvoll. Und als ich sagte: 'Kerl, nun mach schon den Mund auf, du siehst doch, wen du vor dir hast', da erwiderte er: 'Ich weiß nur, dass ich dafür sorgen muss, dass sich Euer Sekretarius Heinrich von Lohnsfeld so schnell wie möglich nach Marienburg begibt. Mehr weiß ich nicht, und wenn ihr mir den Kopf abschlagt.' Immerhin aber sagte er mir, wer ihn ausgesandt hatte: Kein Geringerer als Gerolf von Kiesenstrände.«

Es durchfuhr mich kalt. Gerolf von Kiesenstrände! Das verhiess nichts Gutes.

»Wie schaut du auch drein!«, sagte der Bischof. »Man könnte meinen, dass dich der Teufel soeben zu einem Spaziergang durch die Hölle einge-

laden hätte.«

»Ist es denn nicht so?«, entgegnete ich mit bebender Stimme. »Wenn Gerolf von Kiesenstrände nach einem unwichtigen Mann wie mir ruft, dann doch wohl nur, weil auf mich irgend ein schlimmer Verdacht gefallen ist, der mich in Herrn Gerolfs Augen plötzlich wichtig macht. Auf unheilvolle Art wichtig.«

»Du hast doch wohl ein reines Gewissen. Oder irre ich mich da?« Über das bullige, rote Gesicht des Bischofs huschte plötzlich ein besorgter Schatten.

»Mein Gewissen ist rein. Aber was weiß ich schon von den Gedanken eines Gerolf von Kiesenstrände? Er kann mich jederzeit aus Gründen, die sich Eurem und meinem Urteil entziehen, eines üblen Umtriebs bezichtigen.«

Der Bischof war nun wieder heiter. »Ach was, ach was; wenn dein Gewissen rein ist, dann darfst du dich jederzeit frisch und frei auf der Marienburg zeigen. Umso mehr, als es nicht den Anschein hat, als wolle dir Gerolf von Kiesenstrände ans Leder. In diesem Fall hätte er dich nämlich verhaften lassen, und du würdest nun, in Ketten liegend, von einem Trupp schwer bewaffneter Kriegsknechte nach Marienburg eskortiert. Bis du aber verhaftet? Nein. Du kannst in allen Ehren allein nach Marienburg reiten. Im Übrigen machte der Bote auf mich nicht den Eindruck, als spräche man auf der Marienburg schlecht von dir. Er selber weiß zwar vermutlich wirklich nichts Näheres; ein Bote aber ahnt immer, ob hinter seinem Auftrag Gedeih oder Verderben steckt. Unseren Mann hier umgab in keiner Weise eine Aura, die Grund zur Besorgnis geben müsste. Glaub's mir nur, ich kenne mich in solchen Dingen aus.«

Ich atmete ein wenig auf. Es stimmte: Der Bischof hatte für die Beweggründe, Gefühle und Stimmungen seiner Mitmenschen ein besonderes Gespür; er roch gewissermaßen, wie es in jemandes Kopf und Herzen aussah. Das war vielleicht mit ein Grund, weshalb er mit der deutschritterlichen Obrigkeit nie ernstlich zusammengestoßen war, obwohl sich seine Auffassung, wie man ein Land regieren solle, von jener der Deutschritter deutlich unterschied. Er übte in seinem Bistum, das zwar zum Ordensreich gehörte, aber eine gewisse Unabhängigkeit genoss, ein mildes, geradezu heiteres Regiment. Die Deutschritter dagegen verwal-ten ihr Land und ihre Städte mit Strenge und Unnachgiebigkeit. Das tolerante Regime des Bischofs war ihnen ein Dorn im Auge. Sie befürchteten im Bistum den Zerfall von Glaube, Moral und Disziplin - und vor allem des Gehorsams gegenüber dem Deutschen Orden. Das Bistum als Keimzelle einer großen Erhebung im ganzen Ritterreich: das war das Schreck-

gespenst, das dem Hochmeister des Ordens ständig durch den Sinn geistern mochte. Der Bischof von Kurland aber wusste, wie weit er gehen durfte, ohne den Bogen zu überspannen. Er wusste es, weil er sich in den Hochmeister hineindenken und hineinfühlen konnte. Der Bischof hatte Phantasie. Und eben jenen sechsten Sinn, von dem ich vorhin sprach.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Ich übergab die Kanzlei dem jungen Kleriker, der als Prediger am Hof des Bischofs weilte und mir in der Schreibstube schon oft zur Hand gegangen war; er kannte die laufenden Geschäfte hinlänglich und schrieb einen ganz brauchbaren Stil. An diesem Abend ging ich früh zu Bett; ich wollte die lange Reise in möglichst ausgeruhtem Zustand antreten. Trotz der bedeutenden Strecke, die ich würde zurücklegen müssen, trotz der vielfältigen Fährnisse, die unterwegs meiner harren mochten und trotz der beklemmenden Ungewissheit, die am Ende meiner Reise stand, schlief ich traumlos und tief.

Als ich erwachte, dämmerte eben ein sonniger Tag herauf. Diese schönen, späten Augusttage, nicht zu kalt und nicht zu heiß, waren zum Reisen wie geschaffen. Ich kleidete mich an, schnallte mir das Schwert um, das ich schon jahrelang nicht mehr getragen hatte, hüllte mich in den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, ließ mir in der Küche den Vorratsbeutel füllen, holte mir im Stall ein kräftiges Pferd und machte mich auf den Weg.

Vom Bischof hatte ich mich bereits am Abend zuvor verabschiedet. »Sieh nur zu, dass sie dich nicht zum Erzbischof oder gar zum Kardinal machen; ich würde ganz gerne noch ein wenig dein Vorgesetzter bleiben«, scherzte er. Dann wurde er ernst, reichte mir die Hand und sagte: »Reise wohl, mein Sohn. Du wirst uns allen fehlen. Was auch immer auf dich zukommt: Begegne allen Aufgaben und Prüfungen mit jener bedachtsamen Art, die ich an dir so schätze. Und vergiss nie, dass Gott an unserer Seite steht, auch dann, wenn wir ihn ferne wähen. Amen.« Und er segnete mich.

Die Sonne ging auf. Ich setzte mich aufs Pferd, gab ihm einen aufmunternden Klaps und ritt los. Bald war das bischöfliche Palais, das während dreieinhalb Jahren meine Wirkungsstätte und mein Zuhause gewesen war, hinter einem Hügel verschwunden.

Der Weg führte über ödes Grasland, über weite blühende Flachsfelder, in denen sich das Blau des Himmels wieder fand, über Ebenen, die bis zum Horizont gespickt waren mit den Stoppeln des geernteten Kornes, und durch lichte, stille Birkenwälder. Manchmal begegnete ich einem Bauern zu Fuß oder auf dem Fuhrkarren, manchmal einer Gruppe Frau-

en, die zum Markt gingen oder von da kamen. Die Landleute grüssten mich alle freundlich und unbefangen und erwiesen dem schwarzen Kreuz auf meinem Mantel mit einer Verneigung die Reverenz, wie es das Gesetz befahl. Von Unmut gegenüber den Deutschrittern, wie er in weiten Teilen des Reiches schwelte, konnte ich hier nichts bemerken. Diese Leute lebten mit sich, der Natur und den Herrschaftsverhältnissen in Einklang.

An den ersten paar Tagen schien warm die Sonne, und die Nächte waren derart milde, dass ich unter freiem Himmel schlief. Der vierte Tag war neblig und kühl, der fünfte desgleichen, der sechste gar regnerisch, sodass ich mich beeilte, nach Memel zu kommen, wo ich mich in einer Herberge wieder einmal gründlich ausruhen wollte.

Ich brauchte nicht lange, um zu merken, dass hier das schwarze Kreuz auf weißem Grund alles andere als beliebt war. Viele Bürger der Stadt warfen mir düstere Blicke zu, und andere verweigerten mir gar den Gruß. Der Wirt der Herberge Zum durstigen Pilger, in der ich vorsprach, fand zwar keinen Grund, mich abzuweisen, aber ich merkte ihm nur zu deutlich an, dass er es lieber sähe, wenn ich mich schleunigst wieder davonmachen würde. Ich tat ihm den Gefallen und fand schließlich Obdach in der Herberge Zum goldenen Schlüssel. Der Wirt war deutscher Abstammung und hegte, im Gegensatz zur einheimischen Bürgerschaft, gegen den Orden der Deutschritter keinen Groll.

Obwohl ich mich auf die Gesinnung des Schlüssel-Wirts glaubte verlassen zu dürfen, schloss ich meine Kammer vor dem Zubettgehen dennoch ab, behielt die Kleider an und legte das Schwert griffbereit neben das Bett auf einen Hocker. Das Licht ließ ich brennen. So war ich gegen allfällige aufständische Meuchler einigermaßen gewappnet.

Es geschah nichts. Ich verließ die mürrische Stadt noch vor Sonnenaufgang.

Ich wählte den Weg über die Kurische Nehrung, jene lange und schmale Landbrücke, die von Memel aus in südwestlicher Richtung in die Ostsee sticht und sich in Samland mit dem Festland verbindet. Dann durchquerte ich Samland und ritt über die Frische Nehrung. Mir zur Linken breitete sich sandiges und schilfiges Ödland aus, und rechterhand beleckten salzige Wellen die rund geschliffenen Steine des Strandes, zwischen denen ich zuweilen Bernstein honiggelb funkeln sah.

An jener Stelle, wo die Nogat in die Ostsee mündet, schwenkte ich südlich ab und ritt flussaufwärts ins Landesinnere.

Nach Memel hatte sich das Wetter wieder gebessert. Unter anderen Umständen hätte sich mein zwischen Aktendeckeln verdorrtes Herz weit

geöffnet, und meine Augen, die seit Jahren kaum etwas anderes zu sehen bekommen hatten als Buchstaben, hätten die karge und wilde Schönheit der Natur dankbar getrunken. Daran hinderten mich aber die Qualen, die mir ungeübtem Reiter der Pferderücken bereitete. Und noch mehr als das bedrückten mich grüblerische Gedanken, denen ich unablässig nachhing. Wenn es der Hochmeister des Deutschen Ordens persönlich gewesen wäre, der nach mir geschickt hätte, so hätte ich mich allenfalls verwundert, wäre aber ohne Sorge nach Marienburg gereist. Es war nun aber nicht unser Hochmeister, der mich zu sehen wünschte, sondern Gerolf von Kiesenstrände. Und das hatte, wenn ich mich gemäß meinem Bischof auch nicht zu fürchten brauchte, vermutlich doch nichts sonderlich Erfreuliches zu bedeuten. Denn der Mann, der nach mir rief, stand in einem düsteren Ruf.

Gerolf von Kiesenstrände gehörte nicht zu den fünf Großgebietigern. Er hatte lediglich den Rang eines Landkomturs. Dennoch vereinigte er mehr Macht auf sich als alle Großgebietiger zusammen. Denn er stand dem Hochmeisterlichen Kollegium für Inquisition vor, einer Einrichtung, für die keine Gesetze galten und die über eine zweischneidige Macht gebot: über Wissen.

Das Hochmeisterliche Kollegium für Inquisition, kurz Hokol genannt, diente ursprünglich der Reinhaltung des christlichen Glaubens. Die heidnischen Pruzzen nämlich, die von den Deutschrittern unterworfen und der Christenheit zugeführt worden waren, standen, wie man sich leicht denken kann, im christlichen Glauben anfänglich nicht sehr fest. Wer während Jahrhunderten seinen alten Götzen angehangen hat, kann nicht von einem Tag auf den anderen ein guter Christ werden. Um nun die bekehrten Pruzzen auf die Reinheit ihrer christlichen Gesinnung gründlich zu durchleuchten und ihnen, wenn nötig, in brüderlichem Gespräch den rechten Weg zu weisen, wurde die Hochmeisterliche Inquisition ins Leben gerufen. Deren Mitglieder waren theologisch beschlagene Ordensbrüder, die über weit reichende Kenntnisse der menschlichen Natur verfügten, geduldig fragen und gut zuhören konnten und mit den Sitten und Gebräuchen der Pruzzen vertraut waren. Mit Verständnis und Güte dem Irrenden seine Irrtümer vor Augen führen - das war damals die Aufgabe der Inquisition.

Die nachfolgende Generation von Inquisitoren aber erwies sich nicht mehr als allzu geduldig. Wer im Verdacht der Ketzerei stand und sich bei der ersten Befragung nicht rasch und gründlich davon rein waschen konnte, wurde in einem zweiten Durchgang peinlich befragt. »Lieber unter Schmerzen ein Christ werden als nie«, so lautete die Devise der Inqui-

sitoren und ihrer Schergen. Mit Peitschen, Nagelbrettern, Klingen und glühenden Zangen prügeln, stachen, ritzten und brannten sie die Geständnisse aus den Sündern heraus. Und Gefolterte, die reinen Gewissens waren, fanden vor lauter Pein dennoch irgendetwas, das sie gestehen konnten, nur, um den rasenden Schmerzen ein Ende zu bereiten.

Es kam aber hin und wieder auch vor, dass jemand der Tortur widerstand und sich kein Geständnis abpressen ließ, sei es aus trotziger Verstocktheit, sei es aus tapferer Unschuld. Solche Individuen endeten, wenn sie nicht schon während der Folter starben, auf dem Scheiterhaufen.

Das Hokol verbreitete Angst und Schrecken. Ein Inquisitor und seine Knechte konnten sich überall Zutritt verschaffen. Sie kamen, wenn man sie am wenigsten erwartete, klopfen herrisch an die Türen und traten sie aus den Angeln, wenn sie sich nicht sofort öffneten, zerrten Väter aus dem Kreise ihrer Familie, schleppten Mütter mit sich fort und machten auch vor ganz jungen und ganz alten Menschen nicht Halt. Man nannte sie die »Hunde Gottes«. Sie übten gegenüber der Ordensmacht unbedingten Gehorsam wie ein Hund, und in wen sie sich einmal verbissen hatten, den ließen sie so schnell nicht wieder los.

Mit den Jahren entwickelten sich die Pruzzen zu glaubensfesten Christen, denen man in geistlichen Dingen keine Fehlritte mehr nachweisen konnte. Damit wäre die Inquisition eigentlich überflüssig geworden und hätte aufgehoben werden können.

Nur, dass die Untertanen des Ordensreiches plötzlich keine Untertanen mehr sein wollten und begannen, sich offen oder heimlich gegen die Fremdherrschaft der Deutschritter zu erheben. Es kam zu Versammlungen Unzufriedener, zu Zusammenrottungen, Verschwörungen, Protestaktionen; Handwerker-gilden und Handelsleute riefen nach Gesetzesreformen, und pruzzische Stadtadelige suchten den Kontakt zu Polen. Den Konvent der Deutschritter interessierte es nun nicht mehr, ob einer ein rechter Christ sei oder ein verkappter Heide; was er wissen wollte, war, welcher einflussreiche Bürger in welchen Kreisen Umgang pflegte und welcher Edelmann demnächst eine Reise nach Polen plante.

Wer nun übernahm es, den Konvent mit derlei Informationen zu versorgen? Das Hokol. Diese Organisation, seit langem darin geübt, auch noch so verborgene Unregelmäßigkeiten im Glauben aufzuspüren, schien für die Aufgabe, politische Heimlichkeiten ans Licht zu zerren, wie geschaffen. So wurde aus der Hochmeisterlichen Inquisition der Nachrichtendienst des Ordensstaates.

Zuerst gingen die Inquisitoren bei ihrer neuen Aufgabe vor, wie sie es sich von ihrer bisherigen Tätigkeit gewohnt waren: gebieterisch, lautstark

und mit eiserner Faust. Das hatte aber nur zur Folge, dass die unzufriedenen Untertanen ihre Umtriebe desto besser zu verheimlichen lernten. Indem man mit Häschertrupps durch die Gassen klirrte und um Mitternacht irgendwelche Türen eintrat, ließen sich keine Verschwörungen aufdecken. Da musste man schon ein wenig listenreicher vorgehen.

Es war Gerolf von Kiesenstrände, der das Hokol so umformte, dass es den neuen Auftrag erfüllen konnte. Gerolfs Inquisitoren wurden zu Agenten, die behutsam, verdeckt und listig ermittelten. Sie legten sich einen anderen Namen, eine andere Tätigkeit und ein anderes Äußeres zu; solchermaßen getarnt, kamen sie weit eher an Informationen heran, als wenn sie sich als Inquisitoren zu erkennen gegeben hätten. Auch Frauen nahm Gerolf in seine Dienste. Seine Spitzel sickerten nach und nach in alle Schichten der Bevölkerung ein. Der Fischer, der dich am Strand begrüßte, die Wirtin, die dir das Mahl auftrug, der Ratsherr, mit dem du städtische Angelegenheiten erörtertest, der Gaukler auf dem Marktplatz, die Dirne am Rand der Landstraße - sie alle konnten zu Gerolfs heimlichem Heer der Lauscher gehören. Was ihm diese zutrugen, schrieb er auf.

Eine belastende Akte hatte nicht immer zur Folge, dass der überführte Staatsfeind hingerichtet wurde; manchmal benutzte Gerolf das, was er über den Betreffenden wusste, auch dazu, ihn unter Druck zu setzen und zur Mitarbeit zu bewegen. Das war oftmals wertvoller als eine Enthauptung. Und zuweilen geschah überhaupt nichts, auch wenn eine Akte noch so lang war. Das schuf eine Atmosphäre der ständigen Unsicherheit, in der es sich noch schwerer atmen ließ als vordem in den Dämpfen des offenkundigen Folterterrors.

Nichts und niemand blieb den Augen und Ohren Gerolfs verborgen. Das Netz war dicht und unsichtbar. Und niemand konnte davon ausgehen, dass sein Name nie in einer Akte stehen würde - nicht einmal der Hochmeister persönlich. Es kursierte das Gerücht, dass Gerolf sogar eine Akte über sich selber führe.

Das Hokol beschränkte sich nicht darauf, Nachrichten von versteckten Umtrieben zu beschaffen. Es kam auch anderen Aufgaben nach, die in aller Heimlichkeit geschehen mussten. Sollte jemand möglichst ohne Aufsehen verschwinden - das Hokol erledigte das. Eines Tages fand man den missliebigen Stadtjunker ertrunken in einem Fluss oder den allzu einflussreichen Händler mit gebrochenem Genick am Straßenrand, so, als wäre er vom Pferd gestürzt. Und wenn schweigsame, gut ausgerüstete Männer in geheimem Auftrag zu weiten und gefährlichen Reisen aufbrachen, zum Beispiel ins Innere Asiens, steckte meistens auch das Hokol dahinter.

Gerolf von Kiesenstrände, das Oberhaupt der unheimlichen Schattenarmee, verkörperte im Staat der Deutschritter das Schicksal höchstpersönlich. Dass ich mir auf meinem Ritt nach Marienburg sorgenvoll den Kopf darüber zermartete, was dieser Mann wohl von mir wollte, war also nur zu berechtigt.

Es brach der vierzehnte Reisetag an. Mir zur Linken floss grün und ruhig die Nogat. Die Sonne schien, und von Nordwesten wehte ein angenehm frischer Wind. In einem kleinen Gehölz, durch das der Weg führte, sammelte ein alter Mann dürre Äste.

»Gott zum Gruß, guter Mann«, rief ich ihm zu. »Kannst du mir vielleicht sagen, wie weit es noch ist bis Marienburg?«

Der Mann grüßte mit einer Verneigung. »Ihr seid nahe dran«, sagte er. »Haltet Euch nur weiter auf diesem Weg, und Ihr werdet noch bei Tageslicht durch das Burgtor reiten.«

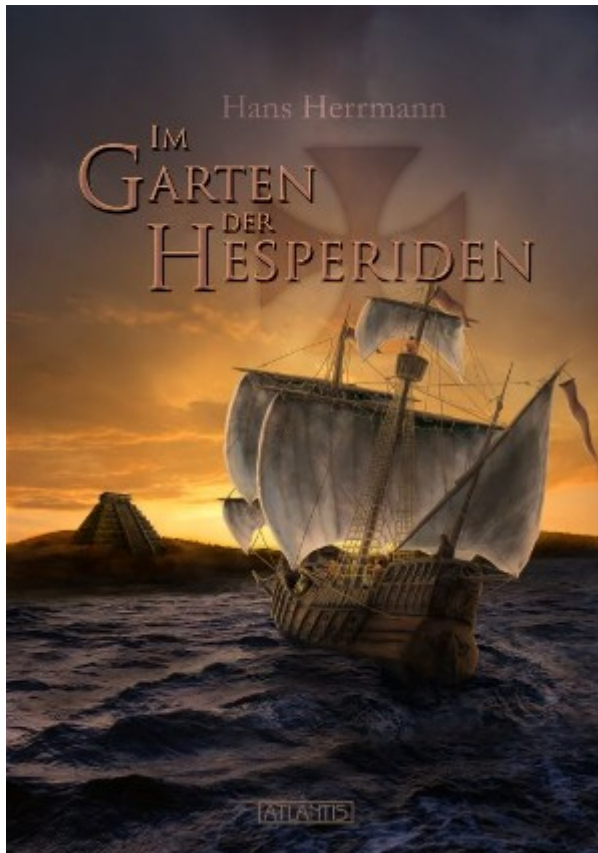
Ich dankte und trieb mein Pferd an. Wenn ich auch daran zweifelte, dass mich am Ziel das Paradies erwartete, so war ich doch froh, die Reise bald beendet zu haben. Ich setzte alles daran, Marienburg noch an diesem Tag zu erreichen.

Der alte Mann hatte die Zeit gut geschätzt. Kurz vor Sonnenuntergang zeigte sich am rechten Flussufer ein riesiger, wehrhafter, mauerumschlossener Komplex aus zahlreichen Türmen und klotzigen Gebäuden mit kleinen Fenstern. Vom Zinnenkranz des höchsten Turms wehten vier Fahnen. Das drohende Rotbraun des Backsteins, woraus sämtliche Gebäude gemauert waren, signalisierte Macht und Uneinnehmbarkeit, und herrschaftlich ragten die steilen Walmdächer auf. Ich hatte die Anlage vorher noch nie gesehen, auch auf Bildern nicht. Aber es gab keinen Zweifel: Das war die Marienburg, Konventssitz des Deutschen Ordens, Residenz des Hochmeisters, Zentrum des Ordenslandes. Und der Ort, von wo aus Gerolf von Kiesenstrände seine unsichtbaren Schicksalsfäden spann.

Dies ist eine Leseprobe aus dem Roman
„Im Garten der Hesperiden“ von Hans Hermann
Der Roman erscheint Ende Februar im Atlantis Verlag.

www.atlantis-verlag.de

Paperback, ca. 160 Seiten, 11,90 EUR.
ISBN 978-3-936742-96-1.



Das Titelbild zeichnete Timo Kümmel.